Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 8 (1946)

Artikel: Eingriffe ins Berner Stadtbild seit hundert Jahren
Autor: Stettler, Michael
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-241096

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EINGRIFFE INS BERNER STADTBILD SEIT HUNDERT JAHREN

Von Michael Stettler.

Unser Land ist von kriegerischen Zerstörungen und Verwüstungen fast ganz verschont geblieben. Während unersetzliche Bauwerke so vieler Länder in Schutt und Asche sanken, blieben unsere Baudenkmäler unversehrt. Es mag unzeitgemäß, ja absurd klingen, im gegenwärtigen Augenblick von Einzeleingriffen, gar noch historischen, in ein Stadtbild zu reden, während anderswo ganze Städte vom Erdboden verschwunden sind; von Eingriffen zudem, die ja aus durchaus zivilen Gründen vorgenommen wurden. Und doch liegt in dieser Unzeitgemäßheit auch wieder der Sinn. In jeder Stadt lebt eine Seele, und der Möglichkeiten, sie zu gefährden, sind viele. Vielleicht ist es nie so wichtig gewesen wie heute, daß an einigen wenigen Stellen diese Seele unversehrt weiterlebt. Es ist die unverwechselbare europäische Seele, und jede Bemühung, die ihr gilt, ist in Wahrheit zeitgemäß.

Hierzulande hat man die Berechtigung denkmal-erhaltender Tätigkeit erst spät, und noch jetzt nicht überall, in ihrer Bedeutung erkannt. Immer wieder gab es denn auch in unserer Stadt Auseinandersetzungen, bei denen sich die Freunde und Wahrer des alten Stadtbestandes und die Anhänger des Fortschritts, die um seinetwillen das Ererbte preisgeben wollten, gegenübergestanden. Im Grunde handelte es sich jeweils um Wachstumskrisen, bei denen es den Gegnern nicht so sehr um das meist unbestrittene Ziel als um die Rücksichtslosigkeit des einzuschlagenden Weges ging. Fachliche, finanzielle und persönliche Fragen, häufig bloße Prestigefragen, verwirrten sich dabei zu einem fast unauflöslichen Knäuel.

Wenn im folgenden von der Stadt oder vom Stadtbild gehandelt wird, so ist die Altstadt von der Nydegg bis zum Bahnhof gemeint, die Stadt, wie sie in ihrem Umfang auf die zweite Erweiterung um 1346 zurückgeht. Dieses Stadtbild ist ein Monument, wie es seinesgleichen wenige gibt. Dichter, bildende Künstler und Gelehrte haben es zu allen Zeiten begeistert gepriesen. Daß dieses Monument als Ganzes noch immer nicht genügend geschützt ist, daß es noch in unsern Tagen in nicht wiedergutzumachender Weise geschädigt werden konnte, hat die Überbauung der Lindtbesitzung an der Matte gezeigt. Es ist bedrückend zu sehen, daß es noch immer auf die gerade waltenden persönlichen Umstände ankommt. Wie Bern auf Dichter und Künstler gewirkt hat, mögen nur drei Stimmen belegen, vorab jene meistbekannte

Goethes, der von seiner ersten Schweizerreise im Oktober 1776 an Charlotte von Stein berichtet, daß Bern von den Städten, die sie gesehen, die schönste sei. Hundertfünfzig Jahre später notiert Rilke, an seinen Verleger schreibend, den ersten Eindruck: «Hier endlich ein Gesicht, ein Stadtgesicht, und trotz aller Eingriffe, von welcher Abstammung und Beharrlichkeit.» — Trotz aller Eingriffe! Und nicht verschwiegen seien schließlich die markigen Worte, die Hodler zu Loosli geäußert hat: «Da fragt man immer nach den Ursprüngen meiner Künstlerschaft und meinen ersten künstlerischen Eindrücken... Die wunderbare Schönheit der Stadt Bern, wie ich sie in meiner Kindheit erlebte, sie war es einzig und allein, die meine künstlerische Ader weckte und nährte. Das wirst du nie genug betonen können... Das alte Bern war unbeschreiblich schön, und die verdammten Vandalen haben all das Schöne eingerissen und zerstört. Jede solche Zerstörung wirkte auf mich, als würde mir ein Liebes zu Grabe getragen. Die heillosen Dummköpfe! Wie sollen noch große Künstler gedeihen, wenn man ihnen die Schönheit, wie sie die Kindheit schaut, vorweg nimmt und verschandelt? Sage das in deinem Buch immer und immer wieder: Das schöne alte Bern hat Hodler zum Künstler gemacht.»

Denen, die diese Stadt bewohnen, sollten solche Worte eine große Verpflichtung bedeuten. Die Verpflichtung aber heißt, an die Kinder weitergeben, was man von den Vätern übernommen hat, und sie nicht um den Anteil ihres Erbgutes bringen. Dieses Erbgut ist bisweilen unwägbar, es ist nicht in Geld abzuzählender Reichtum, Rendite, Gewinn — es ist Antlitz und Wuchs der Vaterstadt. Diese reinsten Werte sind die am meisten gefährdeten. Welche Verarmung eine solche Entseelung bedeutet, wird einem heute, da die Erde Millionen Entwurzelter zählt, mit schreckhaftem Bangen klar.

Die Freunde des Stadtbildes sind sich, trotz aller Vorhaltungen des Gegenteils, der Tatsache durchaus bewußt, daß diese Altstadt nicht ein totes Museum darstellen darf, sondern als vitaler Kern einer vielmal größeren Hauptstadt ihrer Aufgabe genügen muß. Sie wissen, daß diejenigen, die die alten Bestände mitunter gefährden, es nicht aus reiner Zerstörungslust tun, sondern aus fortschrittlichen Erwägungen heraus: daß sie es tun im Namen des Verkehrs, der Hygiene, der sozialen Gerechtigkeit. Aber in ihrem Walten vermißt man oft jene Liebe, die ja das einzige Motiv ist, aus dem die Treuhänder des Stadtbildes handeln; deren Tun hat ihnen gewiß noch nie materielle Vorteile gebracht. Man vermißt die Bemühung, eine Lösung zu suchen, die nicht auf jede xbeliebige Stadt passen würde, sondern die Lösung, die von den unumstößlichen Voraussetzungen dieses besondern Stadtbildes ausgeht und ihm allein angemessen ist. Man vermißt die Liebe, die noch das Unmögliche möglich macht.

Die vergleichende Betrachtung der alten Stadtpläne und Ansichten zeigt, wie die Stadt sich bis zum Ende der Dreißigerjahre des letzten Jahrhunderts organisch erneuert und wachsend gewandelt hat. Brände, Altersschwäche,

politische Ausdehnung verursachen jeweils die Neubauten, Holz weicht dem Stein, fast dörfliches Idyll dem städtischen Getriebe, gotische Struktur bekommt ein barockes Gewand. Renaissance fehlt fast ganz, der schleppende Münsterbau sichert der Gotik in Bern eine richtige Überalterung. Es entstehen zuweilen jene seltsamen Vereinigungen von Gotik und Barock, wie sie etwa der Treppenturm des Rathauses zeigt oder das Innere der Heiliggeistkirche, selbst Stellen am Münster, und etliche Landkirchen des alten Staates Bern. Prägt auch der Wandel der Epochen die Züge des Stadtgesichts, so bleibt doch der eigene Geist unverwischt, und im Gesamtbilde der Stadt treten nirgends Fremdkörper auf. Es gab keine «Eingriffe» wie die, von denen hier die Rede ist, denn was an Stelle von Früherem trat, hatte selber wieder künstlerische Daseinsberechtigung. Plötzlich aber, im 19. Jahrhundert, gibt es den Bruch, erfolgt wie überall der «Sündenfall der Architektur». Die Ursachen sind gemeineuropäischer Natur; ihnen nachzuspüren wäre ein langes Studium wert, das auf den Anfang einer Entwicklung zurückzugehen hätte, deren Folge die heutige Heimsuchung Europas ist. Sie fällt zeitlich etwa zusammen mit Goethes Tod, mit dem Anbruch des technischen und maschinellen Zeitalters, als die Unschuld des Handwerks verlorenging und schöpferische Lust und Kraft unter dem Medusenblick der Technik erstarrten. Sie wird vollends unwiderstehlich in den Sechziger- und Siebzigerjahren.

Über die Eigenart des bernischen Stadtbildes ist viel geschrieben worden: wie es 600 Jahre lang in seiner ursprünglichen Lage verharrte, sich nur aus sich selbst erneuerte, ohne sich nach der Breite hin zu entwickeln. Erweiterungen konnten aus der geographischen Bedingtheit — der Halbinsellage — heraus nur nach Westen erfolgen, die heutigen Platzgürtel beim Zeitglocken, beim Käfigturm und am Bahnhof an Stelle der früheren Gräben bezeichnen diese Entwicklung. Der Schutzwall der Schanzen, den Bern sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter großen Opfern zugelegt hatte, fiel zweihundert Jahre später; 1845 war die Abtragung der großen Schanze vollendet, einige Jahre bevor der Bahnhof angelegt wurde, der dann das Schicksal der Befestigungen ohnehin besiegelt hätte. Leider gab man auch ohne Ausnahme und ohne zwingende Not die äußeren Tore preis.

Die eigentliche Entwicklung der Stadt in die Breite kam mit der Wahl Berns zur Bundeshauptstadt. Entscheidend gefördert wurde sie im Lauf des Jahrhunderts durch den Bau der drei Aarebrücken. In der kleinen Stadtgeographie von Fritz Wyss (Francke 1943) wird anschaulich geschildert, wie die immer noch kleine Stadt in den heutigen Siedlungsraum links und rechts der Aare hineinzuwachsen beginnt, gleichzeitig die Altstadt infolge ihrer im Mittelalter so wertvollen Schutzlage auf der schmalen, von der Aare umflossenen, nach drei Seiten steilabfallenden Halbinsel zum «Stillstehen im Plan» verurteilt wird, worin Bern mit Freiburg im Üchtland und Bremgarten im Aargau zu vergleichen sei. Diese Tatsache war auf der andern Seite die Voraussetzung zur Erhaltung eines Stadtbildes, wie es sie anderswo — in Zürich

etwa — in keiner Weise ähnlich gegeben hat. Ein zweiter Vorzug, der viel zur Erhaltung vor allem des Straßenbildes beigetragen hat, ist die bernische Besonderheit der Lauben, durch die alle modernen Ladenumbauten, die anderswo so aufdringlich wirken, milde verdeckt worden sind.

Daß die Altstadt nun nicht mit einem Cordon abgesperrt und zum Museum erklärt werden konnte, versteht sich von selbst. Wo zwanzigtausend Menschen leben, muß das Leben auch weitergehen, das Gewand sich erneuern. So wie die Schanzen fallen, die Gräben ausgefüllt, die Brückenbögen gespannt werden mußten, so nötig müssen auch die Häuser im Stadtinnern, wenn sie altersschwach werden, erneuert werden. Aber alle sind sich heute darin einig, daß viele Eingriffe vergangener Jahrzehnte besser, taktvoller, liebevoller hätten vorgenommen werden können. Noch muß immer wieder gegen private Eingriffe gekämpft werden, wenn auch endlich nicht mehr die frühere Unbekümmertheit herrscht. Man hat eingesehen, daß die moderne Baukunst sich an diesen Stellen nur schwer mit der alten verträgt, weil sie von Grund auf anders geartet ist. Man ist zum mindesten vorsichtig geworden. Es ist nun einmal klar, daß man nicht mit gleich gutem Gewissen einen neuzeitlichen Beton- und Glasbau in die Kramgasse stellen kann, wie im 18. Jahrhundert ein barockes Patrizierhaus zwischen die Bürgerhäuser der Gotik. Es hängt dies zusammen mit der vorhin angetönten Entwicklung nach dem «Sündenfall», aber auch mit der viel größeren Mannigfaltigkeit und anderen Beschaffenheit der Baumaterialien. Anderseits bereitet es einem dem Kompromiß abgeneigten Architekten, der im Stadtinnern bauen soll, begreiflicherweise Gewissenbisse, nicht «echt» bauen zu können, nämlich nicht materialecht, sondern der sauberen modernen Konstruktion eine antikisierende Fassade aus Sandsteinplatten, wie man sie heute wünscht, vorsetzen zu müssen. Sein Unbehagen zeugt geradezu für seinen Anstand, die Tatsache, daß er es nicht kann, dafür daß er etwas kann. Der eine läßt sich zu etwas mehr, der andere zu etwas weniger historischen Stilakzenten herbei. Solche Bauten gleichen dann einem schlechten Soldaten, der in Reih und Glied nur grad ein Minimum der von ihm als lästig empfundenen Achtungstellung aufbringt, um wenigstens nicht unangenehm aufzufallen. Eine eigene künstlerische Qualität haben solche Bauten kaum mehr, können sie auch schwerlich haben, da sie ja nicht mehr aus der alten Werkgerechtigkeit des Quaderbaues heraus entstanden sind, aus der neuen aber nicht entstehen durften. So haben sie weniger Seele, weniger Geist und weniger Kunst, und niemand hat eine rechte Freude daran. Dies soll keine Kritik sein am einzelnen Haus oder am einzelnen Architekten, um so weniger als sich ja ein Rezept zur Lösung dieser Frage kaum geben läßt. Die Frage, was zu tun ist, scheint vorläufig unlösbar. Es sind Probleme des industrialisierten Zeitalters: Ein kalifornischer Apfel kommt nie dem selbstgezogenen aus der eigenen «Hostet», ein Serienmöbelstück, maschinell hergestellt, nie dem Erbstück aus beseeltem Urväterhausrat gleich (Tafel X). Es untersteht keinem Zweifel, daß der moderne Architekt es viel schwerer hat als der

Architekt des Barock, der sich an eine ganz bestimmte Formensprache halten und auch bei mittelmäßiger Begabung Gutes leisten konnte, während heute ein solcher Stil — vom Künstlerischen her — sich niemals ohne Bruch an die früheren Stilarten an- und einfügen läßt; außerdem ist jeder mehr oder weniger auf sich selbst gestellt. Interessant ist in dem Zusammenhang die Ablehnung Le Corbusiers, eine Kirche zu bauen, um die ihn eine Kirchgemeinde gebeten hatte; der Architekt, dessen Bedeutung für das moderne Bauen unbestritten ist, begründete dies damit, er könne wohl Fabriken, Wohnhäuser und dergleichen bauen — eine Kirche zu bauen sei unsere Zeit nicht in der Lage.

Aus diesen Gründen erweist sich auch die Frage des Schutzes unserer Altstadt als so besonders schwierig und heikel. Wir müssen hoffen, daß möglichst viele der alten Fassaden, die meist aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen, erhalten bleiben können. Dem Geschick, dem Geschmack und der Einfühlung von Behörden und Architekten winkt hier ein weites Feld. Mögen sie nicht vergessen, daß die Altstadt in gewissem Sinne ein Reservat darstellt, daß sie zwar ringsum in Freiheit bauen können, in der Altstadt jedoch nicht den Fluch auf sich laden dürfen, dieses Stadtbild auf immer entstellt zu haben. Die gründlichen Sanierungsstudien, wie sie heute im Auftrag der städtischen Baudirektion Haus für Haus und Hof für Hof angestellt werden, soweit es die Altstadt unterhalb des Zeitglockens betrifft, zeigen beispielhaft, welchen Weg man einzuschlagen hat. Die Voraussetzungen sind gegeben, daß das Stadtgesicht gewahrt werden kann.

*

Nicht eine idyllische Wanderung durch ein versunkenes Bern soll hier unternommen werden, dazu wäre heute kaum der rechte Augenblick. Die nachfolgenden Beispiele, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, betreffen lediglich Eingriffe, die wir heute vielleicht mit etwas anderen Augen ansehen, als die Zeitgenossen, und die wir, auch wenn wir sie nicht vermeiden oder umgehen könnten, doch wohl anders, liebevoller, behutsamer lösen würden, mit wacherem Bewußtsein dessen, was es zu wahren gilt. Häufig zeigt es sich, daß es nicht einmal so sehr Fragen der Einzelausbildung eines Bauwerkes sind, die das Ganze gefährden, als vielmehr und immer wieder Fragen des Maßstabes. Denn wo der Maßstab verletzt wird, entsteht die unerträgliche Wunde im Stadtbild.

Der erste schwere Eingriff in unser Stadtbild, die erste wirkliche Verletzung des Maßstabes war die Errichtung der Nydeggbrücke in den Jahren 1841/44. Hier wurde zum erstenmal die topographische Gegebenheit, der die alten Straßen- und Häuserzüge so unvergleichlich organisch nachgekommen sind, außer Betracht gesetzt. Diese topographisch gegebene Richtung wurde durch eine Hochstraße verändert und die an Stelle der alten Reichsburg sich erhebende und vormals beherrschende Nydeggkirche zum Rang eines Zollhauses herabgewürdigt (Tafel I). Durch einen polygonalen Westanbau wurde

die Kirche später der neuen Lage angepaßt. Die damals errichtete Häuserreihe der Nydegglaube — an sich, wie die Brücke selbst, ein durchaus anständiges Bauwerk — schädigte durch ihr Größenmaß und ihre Einförmigkeit empfindlich die reizvolle Vielfalt der Altstadthäuser mit ihren viel kleineren Maßstäben. Hier soll der Eingriff nur in bezug auf die Erhaltung des Stadtbildes festgestellt, nicht seine Berechtigung kritisiert werden. Es ist klar, daß ohne diese Brücke die Altstadt in der Folge durch den querlaufenden Verkehrsstrom beim Zeitglocken vollends abgeschnürt worden und sie, wie es in Freiburg der Fall ist, in ein idyllisches Dasein versunken wäre; ein Luxus, den die neue Bundesstadt sich wohl kaum hätte leisten können. Was hingegen vermeidbar war, ist der Verkauf des äußeren Brückentorturms an der Untertorbrücke durch den Gemeinderat an einen Dachdecker für 19 000 Franken; der Käufer wandelte ihn sogleich zu einer Mietskaserne unter dem Namen Felsenburg um. Folge davon war, daß 1864 auch der äußere, von Erasmus Ritter erbaute Torbogen fallen mußte, nachdem schon 1819 der innere abgebrochen worden war; nun aber stand die neue Brücke bereits und machte den Abbruch des Bogens vollends sinnlos.

Im Namen des Verkehrs fiel im gleichen schwarzen Jahr 1864, sieben Jahre nach der Eröffnung der Eisenbahnlinie, der oberste der drei Tortürme, der Christoffelturm, unser eigentlicher Stadteingang. Stadtschreiber Markwalder hat die Tatsachen in einem eindrücklichen Buch zusammengestellt (Bern 1937). Der Turm stand am dritten der drei nacheinander erstellten Befestigungsriegel in der Achse des Straßenzuges, an der Stelle, wo heute die Wartehalle der Straßenbahn steht (Tafel II). Mit nur vier Stimmen Mehrheit (415 gegen 411) beschloß im Dezember 1864 die Gemeindeversammlung den Abbruch des Turmes, nachdem dieser Abbruch bereits einmal von derselben Gemeinde abgelehnt worden. Ein sechsjähriger Kampf um seine Erhaltung war vorausgegangen, nicht minder erbittert als dreiviertel Jahrhundert später die Auseinandersetzung um die Hauptwache. Stark spielten damals auch politische Gründe mit, so die Abneigung Bundesrat Stämpflis gegen das alte Berner Regiment; zugleich wollte Stämpfli als Präsident der Eidgenössischen Bank für sein neugeplantes Bankgebäude Luft, Licht, freie Sicht und den kürzesten Weg zum Bahnhof schaffen. Tatsächlich wurde allen Ernstes das eine Bauwerk gegen das andere ausgespielt. Aus dem Aufruf der Abbruch-Befürworter sei hier eine Stelle wiedergegeben:

«Man mag der Eidg. Bank und ihrem Chef gram oder grün sein, so wird doch niemand leugnen, daß der Bau, den sie in der Christoffelgasse aufführt, eine Zierde der Stadt sein wird... Allerdings... wird der baufällige, häßliche, unreinliche Turm vollends unerträglich... wegen des schönen Gebäudes, auf das jeder Einwohner stolz sein kann...»

Wir werden diesen Ton später wieder hören und begreifen Zorn und Trauer der damaligen Freunde des Turmes und der Stadt darüber, daß der-

gleichen möglich war «mittelst Einwirkung flottanter Elemente der Bevölkerung, welche mit der Vergangenheit unserer Stadt nicht verwachsen sind, mit der Zukunft derselben nur in sehr losem Zusammenhang stehen und mithin kein Herz für sie haben». Diese ein bedenkliches Phänomen klassisch formulierenden Worte finden sich im Nachruf, den das Komitee zur Erhaltung des Turmes nach dem Mißerfolg diesem widmete. Sie mögen als Gegenstück zur oben angeführten Stelle hier stehen. Es sei in diesem Zusammenhang noch daran erinnert, daß einer der Hauptbefürworter, ja der eigentliche Sieger im Kampf um den Abbruch, der damalige Kantonsbaumeister Friedrich Salvisberg war, dem man die neugotische Außenrenovation des Rathauses zu verdanken hatte. Die Spuren dieser Renovation sind bekanntlich erst vor kurzem mit beträchtlichem Aufwand getilgt worden. Die Wirkung seiner «aufbauenden» Tätigkeit war leichter wieder gutzumachen als die seines Abbruchwahns. Als Leistung aus dem gleichen Jahrzehnt positiver zu werten ist die Erstellung der Neubauten an der Christoffel-, Schwanen- und Bundesgasse, wenn auch der Verzicht auf die Lauben die Umgehung einer städtebaulichen Grundregel Berns bedeutete.

Im Jahre 1883 wurde die Kirchenfeldbrücke dem Verkehr übergeben. Sie erschloß ein bisher fast völlig unbebautes Gebiet der Überbauung. Sie schuf auch eine neue Möglichkeit zur Betrachtung der Stadt von Süden, indem sie diese Stadtansicht sozusagen in zwei Hälften teilte. Die obere, westliche Hälfte wurde im Laufe der folgenden dreißig Jahre vollkommen neu gestaltet. Von Anfang an wies sie nicht die lückenlos geschlossene Häuserreihung auf wie die untere Stadt. Aus dem 18. Jahrhundert stammten das Inselspital (an Stelle des heutigen Bundeshauses Ost) und die Münz (an Stelle des heutigen Hotel Bellevue), aus dem 19. Jahrhundert das alte Casino und das Bundesratshaus von 1857, das heutige Bundeshaus West des Zürcher Architekten Stadler, das eine keineswegs reizlose Mischung aus dem Florenz des 15. und dem München des 19. Jahrhunderts darstellt. Das Parlamentsgebäude mit seinen Kuppeln, durch die Seitenpaläste ins ungebührliche verlängert, gab unserer Stadt nach Süden ein völlig fremdartiges und mit der untern Stadthälfte unverträgliches Gepräge. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man hier ein Wort über die zweifelhaften künstlerischen Qualitäten des Auerschen Baues verlieren. Es war der Geist der Zeit. Ein Mitarbeiter Auers hat einmal anschaulich geschildert, wie jede Schmuckeinzelheit mit Maßstab und Zirkel aus Schriftwerken über italienische Baukunst herausgestochen wurde. Die Zeit hatte wenig Eigenschöpferisches auf diesem Gebiet mehr zu vermelden. Uns bleibt nur das Bedauern, daß nicht wenigstens der Entwurf des Zürcher Professors Bluntschli ausgeführt worden ist (Tafel III).

Aber auch im bloß historischen Nachbilden zeigten die Architekten dieser Epoche keine glückliche Hand. Die spontan schöpferischen Bauwerke werden solchen Nachbildungen gegenüber immer höherstehen. Dies erwies sich auch bei der Vollendung des Münsterturmes (1893), die seit Jahrzehnten angestrebt

worden war und ein großes Werk an Opfer- und Gemeinsinn darstellte, der aber das künstlerische Gelingen nicht beschieden war. Dies zu verlangen wäre auch unbillig, zu weit war man von den Grundkräften der Gotik entfernt. Trotzdem traute man sich die Fähigkeit kongenialen gotischen Bauens zu. «Sie sind gekommen — schrieb der Chronist des Münsterbauvereins —, diese Meister, Künstler, wie die Architektur sie seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Auch die altberühmten Bauhütten sind wieder auferstanden. Die verlorengeglaubten Regeln romanischer und gotischer Baukunst, verbunden mit der entwickelten Technik unserer Zeit, haben die Kirchenbaukunst auf die Höhe der alten Meister gebracht.» Der Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Turmteil läßt sich nicht übersehen, es fehlt das Unwägbare, da ja zwar nicht der Intellekt, aber der Glaube fehlte, der die Werke des Mittelalters so rein gelingen ließ. Mit wieviel berechtigtem Stolz auch jene Vollender ihre Arbeit rühmen durften, so waren sie doch in einer bedauerlichen Illusion gefangen, indem sie meinten, hier vollenden zu können, was schon in dafür günstigeren Jahrhunderten nicht leicht entstanden war. Der ganze Optimismus der Gründerjahre spricht aus den Berichten, die damals der Münsterbauverein alljährlich herausgegeben hat. Bemühend mutet heute höchstens die Unduldsamkeit an, mit der man jede kritische Stimme zum Turmausbau, von wo sie auch kommen mochte, mit schwerem Geschütz zum Schweigen brachte. Und fast unbegreiflich scheint es, daß über die Beeinträchtigung des Innern durch die groben Pfeiler- und Bogenverstärkungen nicht das geringste Wort des Bedenkens zu finden ist. Heute erscheint uns der Preis, den man mit diesen Verstärkungen und der damit verbundenen Entstellung des Innenraumes zahlen mußte, zu hoch, und es sind nicht die Schlechtesten, die in echtem Bedauern sich den alten, knorzig stumpfen Münsterhelm zurückwünschen, der ein so getreuliches Abbild bernischen Wesens war (Tafel V). Auf der andern Seite ist zugunsten des Turmausbaues mit Recht vorgebracht worden, daß seit der Erbauung des Parlamentsgebäudes das Stadtbild gegen Süden sich nicht mehr im Gleichgewicht befände, wenn nicht der Spitzhelm der Unterstadt die nötige Akzentverstärkung gäbe (Tafel IX).

Eine weitere Veränderung dieser Stadtaußenseite war die Schleifung der alten Universität an Stelle des früheren Barfüßerklosters und die Errichtung des Kasinos zu Beginn des neuen Jahrhunderts, die Ricarda Huch als «Ohrfeige in das Gesicht der alten Stadt» empfunden hat. Bemerkenswert bleibt in der Tat die Anmaßung, mit der dieser Bau sich über die Maßstäblichkeit der östlich anschließenden Herrengaßhäuser hinweggesetzt hat (Tafel IV).

In verhängnisvollem Zusammenhang mit dem Kasinoneubau wurde durch Abstimmung vom 25. Oktober 1908 einer der köstlichsten Edelsteine aus der Krone gebrochen: die Bibliotheksgalerie von Niklaus Sprüngli (1775), das alte Historische Museum im südseitigen Blickfang der Hotelgasse, dessen Fassade seit 1912 als wehmut-erregende Kulisse den Thunplatz «ziert» (Tafel VI). Wie kam es zu der Versündigung an diesem Kleinod?

Wieder derselbe Vorgang wie beim Christoffelturm: auf der einen Seite der Einsatz der Wägsten bis über die Landesgrenzen hinaus, so Rudolf von Tavels, Artur Weeses, des Bildhauers Adolf von Hildebrand, auf der andern Seite bewußte Herabsetzung und Schmähung durch die Gegner: «Das Vaterland ist nicht in Gefahr, auch wenn der alte Kasten fällt», «fort mit der Ruine» etc. Diesen lieblosen Stimmen sei eine Äußerung aus dem Aufsatz entgegengehalten, den Hildebrand in einer Münchner Zeitung erscheinen ließ: «Besteht der Reichtum einer Stadt nicht auch in ihrem Besitz an Kunstwerken, auch unveräußerlichen? Ist eine Stadtverwaltung nicht ebenso verantwortlich für solchen Besitz, wie ein Familienvater, und nenne ich einen Familienvater nicht kurzsichtig, wenn er Familienstücke von großem Wert verschleudert, nur weil er gerade nichts damit anzufangen weiß und sie ihm momentan wertlos erscheinen?... Die Schweiz besitzt in ihren alten Städten und Bauten hohe ideelle Werte, daß man immer schwankt, ob diese nicht die Werte der Schweizer Naturschönheiten übertreffen. Wenn man aber fortführe, diese Besitztümer eines nach dem andern zu zerstören, so bedeutet das für das Land eine Verminderung des Kunstwertes, über dessen materielle Bedeutung für spätere Zeiten noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist.» (Münchner Neueste Nachrichten, abgedruckt im Berner Intelligenzblatt vom 12. Oktober 1908.)

In dem reizvollen Aufsatz, den Prof. Weese im Kampf um die Erhaltung des Bauwerkes beisteuerte, hebt er dessen Partnerschaft mit der Hauptwache, die vom gleichen Sprüngli stammt, hervor. Er wandert, als Fremdling in Bern einziehend, durch die Spital- und Marktgasse zum Zeitglocken und schwelgt in der ihn entzückenden Pracht: «Aber ich war wie gebannt, als plötzlich der Blick in die Seitengasse auf die zierliche Front der Landjägerwache fiel. Kein Mittelalter und keine stilgetreue Fortsetzung der Hauptzeile, sondern die malerisch-heitere Unterbrechung des Bildes, wie sie nur die geistreiche Virtuosität der Barockkünstler ersinnen und ins Werk setzen konnte... Das hatte ich in der ganzen Schweiz noch nicht gesehen. Das war neu, völlig eigenartig. Das gehörte nur Bern. Ich ging durch den Zeitglocken hindurch, das Auge vom Linienzwang der langen Kramgasse festgehalten, immer nach vorn blickend, als eine Wendung nach rechts mir die köstlichste Aussicht freigab auf etwas ganz Überraschendes. Da stand das reiche Bild einer starkbewegten und kräftig gegliederten Fassade im Grunde der Seitengasse, die ein Architekt von Gottes Gnaden hingesetzt haben mußte. Aber einer von jenen seltenen Kameraden, die nicht nach dem altbewährten Regelbuch des Handwerks bauen, sondern etwas ganz Neues bringen, was sie in sich tragen wie der Dichter seine innere Weise. Es paßt nur hier und nur an dieser Stelle. Man kann nichts hinzusetzen oder wegnehmen. Nehmt's so wie es ist oder laßt die Finger davon...! Vor allem war das Verhältnis der gar nicht hohen Fassade so klug bemessen, daß sich der Bau nicht hervordrängte und doch beherrschte... Ich wenigstens kenne keine architektonischen Lösungen des

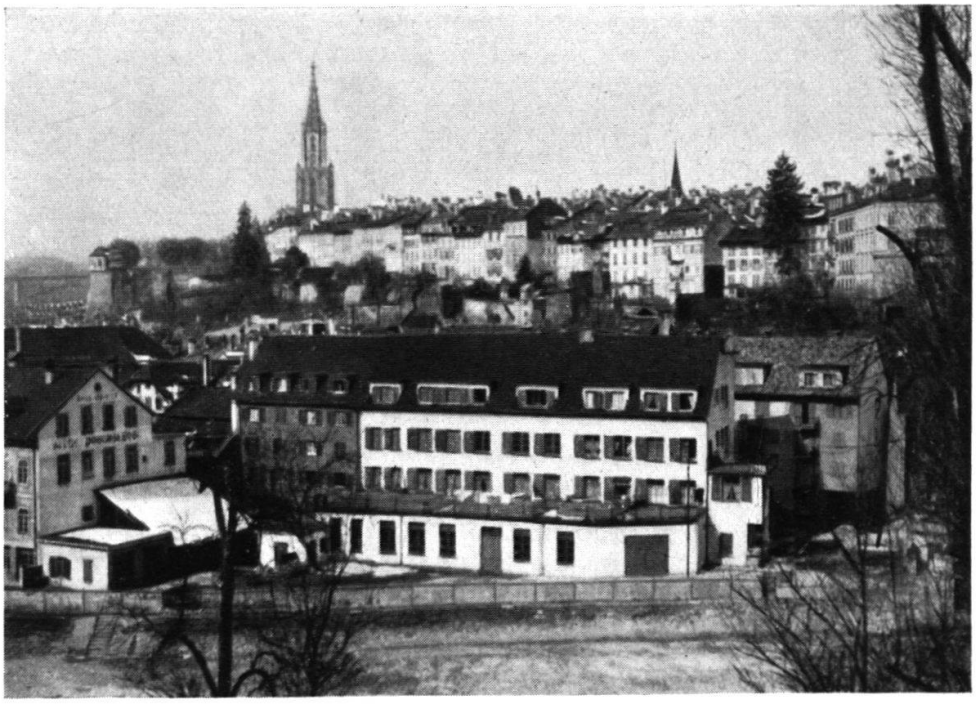
18. Jahrhunderts in der Schweiz, die sich an Bravour und selbständiger Erfindungskraft mit dem Alten Museum und der Landjägerwache messen können» (Bund, 25./26. März 1908).

Trotz solcher Befürworter mußte das Bauwerk weichen. Es mutet wie eine Ironie des Schicksals an, daß ein Vierteljahrhundert später um das auch schon in den Aufsatz von Weese einbezogene Gegenstück zum Alten Museum, um die Hauptwache, wenn auch mit etwas anderem, doch kaum viel glücklicherem Ausgang, der Kampf entbrennen sollte, mit den gleichen Begründungen, mit ebensoviel Aufwand an Für und Wider. Drei ausgeführte Werke sind uns von Sprüngli verbürgt erhalten; nach angemessener Pause warf der Fortschritt sich auf das zweite. Ja auch das dritte, das alte Hotel de Musique, war «in die Kur genommen» worden, es bietet seit einem Menschenalter im Erdgeschoß nicht mehr den ursprünglichen Anblick. Aber es ist immerhin noch da. Auch die Hauptwache ist ja noch da, wenn auch entmündigt in ihrer künstlerischen Wirkung. Die verkehrstechnische Umgestaltung des Kasinoplatzes mit Anlage einer unterirdischen Großgarage im alten Münzgraben, die jahrelang die Gemüter beschäftigte und 1934 zur Schaffung eines neuen Alignementsplanes führte, bot Anlaß zu mannigfachen Studien mit und ohne Hauptwache. In der Öffentlichkeit machte sich ein starker Widerstand gegen die Entfernung der Hauptwache geltend, wobei es von seiten der Einsichtigen nicht nur um das gefährdete Bauwerk ging, sondern um die Erhaltung des Theaterplatzes überhaupt «als einer der ganz wenigen einheitlichen Platzschöpfungen» unserer Stadt, die durch das an Stelle der Hauptwache geplante, etwas zurückversetzte Hochhaus ihrer Wirkung beraubt werden sollte.

Ein Vorschlag von Adolf Tièche ging dahin, die Eckhäuser südlich des Café Du Théâtre abzubrechen, wodurch eine Verbreiterung des Engpasses vom Theaterplatz zur Kirchenfeldbrücke erzielt wurde. Ein von der städtischen Baudirektion unter der bernischen Architektenschaft veranstalteter Wettbewerb zeitigte das Ergebnis, daß für die Gestaltung des Kasinoplatzes eine Lösung m i t der Hauptwache möglich war. So war die Rechnung gemacht, aber ohne den Wirt. Bauherrin war die Versicherungsgesellschaft «Winterthur», die an Stelle des von den Behörden vorgeschlagenen, im Wettbewerb preisgekrönten Projekts der Architekten Zeerleder und Wildbolz ein eigenes Projekt zur Ausführung bestimmte. Da ihr der Bauplatz gehörte, dessen Ankauf unter unvergleichlich günstigeren Bedingungen der Stadtrat vor einem Vierteljahrhundert ausgeschlagen hatte, konnte sie daran nicht gehindert werden. Die Rücksicht auf die Rendite mußte den Bau so hoch werden lassen, daß die Silhouette der Hauptwache vom Theaterplatz her in derjenigen des Neubaues ertrank (Tafel VII). Damit war der Reiz des Platzes und des Bauwerks fast zerstört. Die Verbindungsbögen im Rücken des Neubaues können hoffentlich einmal durch eine bessere Lösung ersetzt werden (Tafel X). «Operation gelungen, Patient gestorben», das Wort lief stadtauf, stadtab. (Bericht von P. Hofer im «Werk», Nov. 1937.)

Untere Stadt mit Nydeggbrücke. Die Brücke setzt sich gewaltsam über die topographisch bedingte Bebauung und Straßenführung hinweg.

Fliegeraufnahme der Alpar.

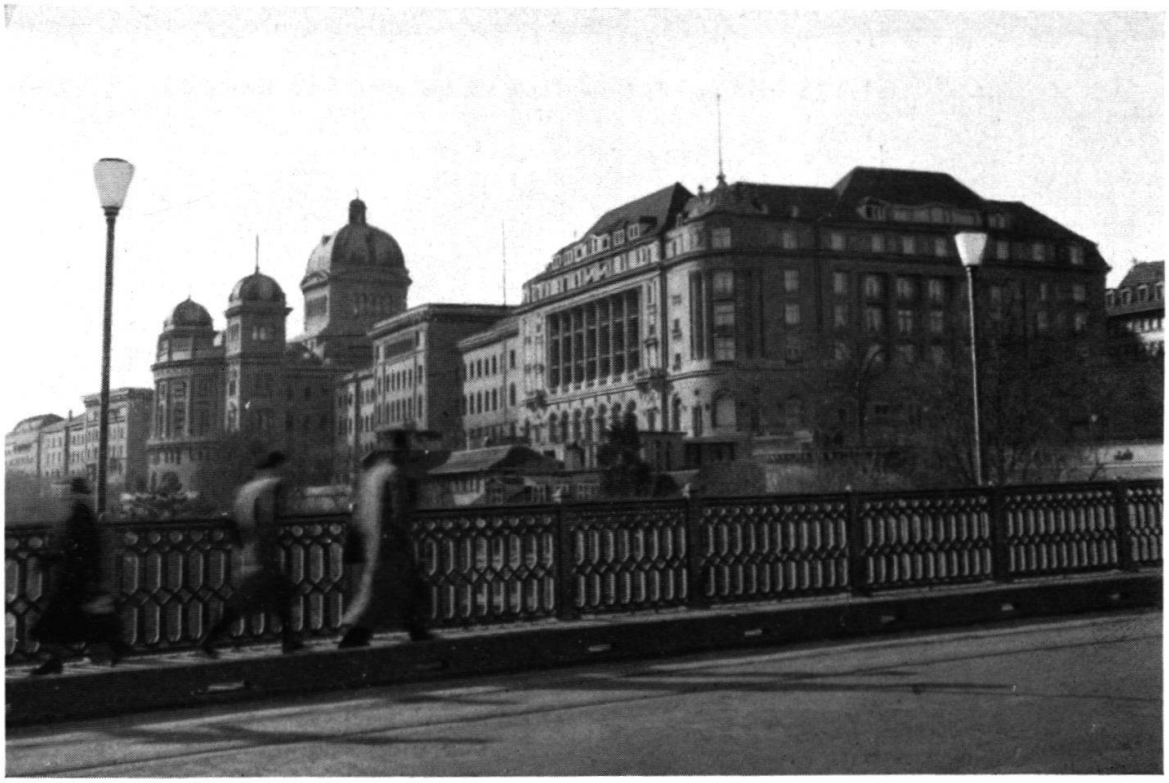


Matte. Neubauten auf dem alten Inseli 1929/30.

Stadteingang mit Christoffelturm von Westen. Photographie aus dem Anfang der Sechzigerjahre.

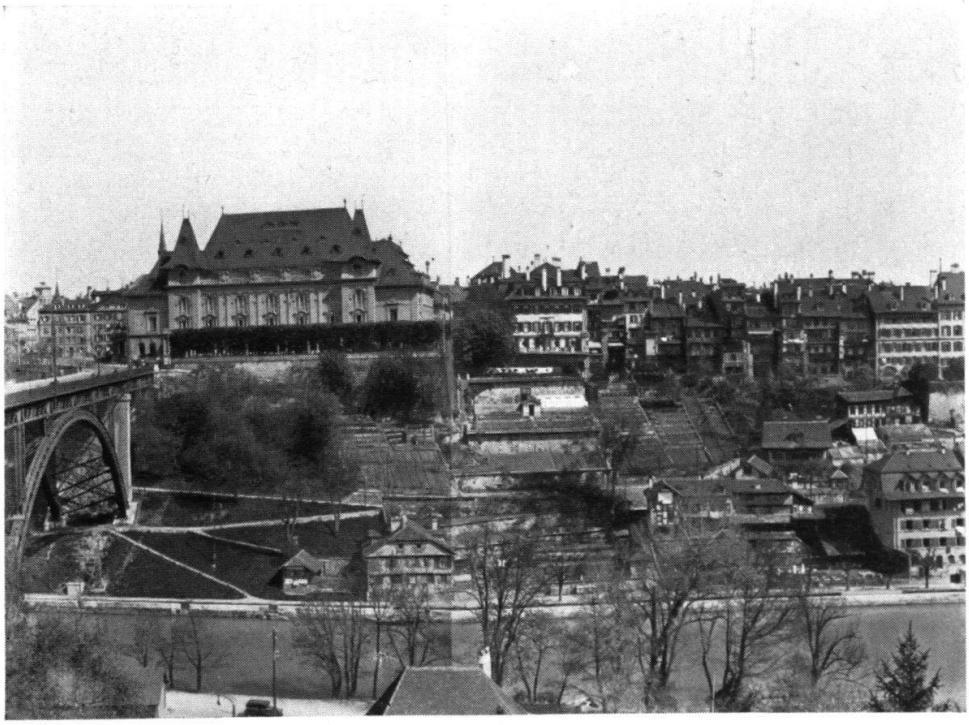
Stadteingang von Westen heute.

Ehemaliges Inselspital an Stelle des heutigen Bundeshauses Ost (erbaut 1724, abgebrochen 1884); rechts altes Hotel Bellevue.

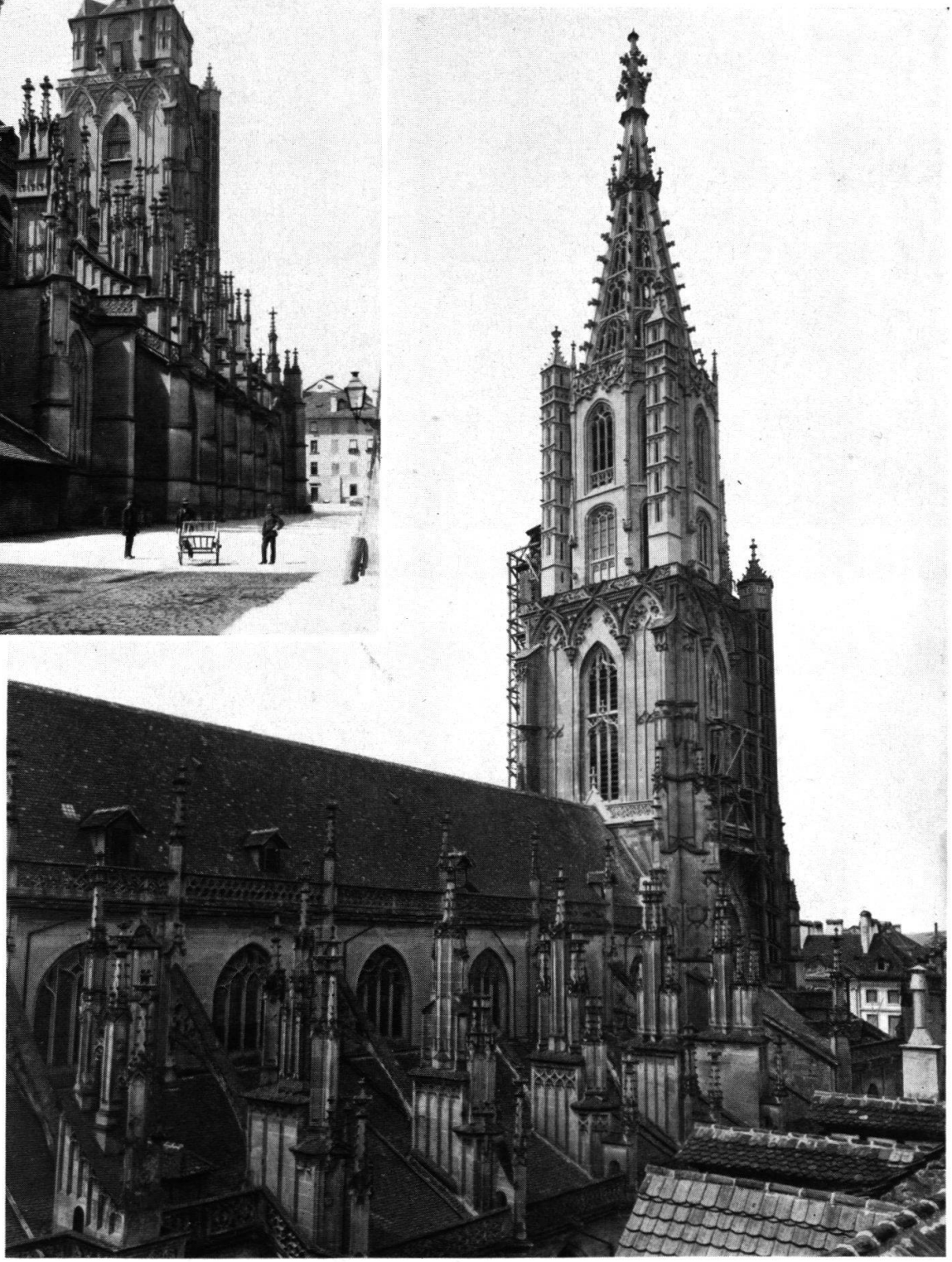


Bundeshäuser und Hotel Bellevue Palace heute.

Blick vom Kirchenfeld auf die alte Hochschule und Herrengaßhäuser um 1900.



Das Kasino (erbaut 1906/09) durchbricht den Maßstab der alten Stadtsilhouette.



Münsterturm von Nordosten vor und nach dem Helmausbau von 1891/93.

Bibliotheksgalerie (ehemaliges Historisches Museum), erbaut von Niklaus Sprüngli 1775 im Blickfang der Hotelgasse, abgebrochen 1909.

Die gleiche Fassade als Wasserschloß am Thunplatz (seit 1912). Photo Neeser.

Theaterplatz mit Hauptwache vor 1937.

Theaterplatz mit Hauptwache, im Hintergrund der Neubau der «Winterthur». Photo Neeser.

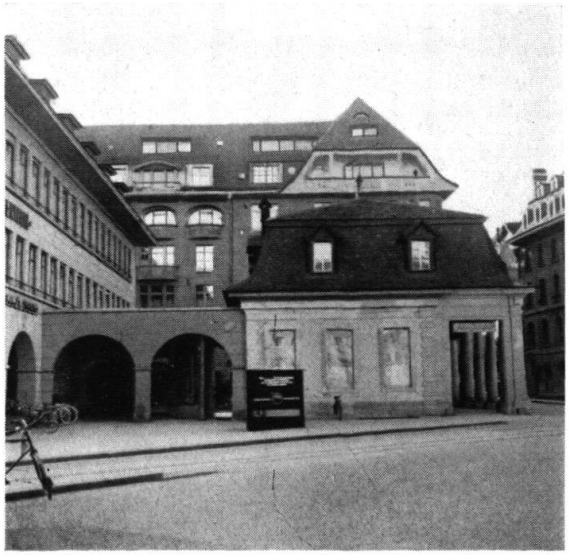
Kramgasse gegen Zeitglocken in den Achtzigerjahren, mit offenem Stadtbach.

Kramgasse gegen Zeitglocken mit neuem Konservatorium (erbaut 1939/40). Photo Hesse.

Blick auf Münster und Plattform vor Sanierung der Badgasse (vollendet 1931).

Die sanierte Badgasse zerstört das ausgeglichene Verhältnis der Wohnhäuser zu Plattform und Münster und trägt den Baustil der Außenquartiere in das Bild der Altstadt hinein. Photo Hesse,

Das alte Jennerhaus am Kasinoplatz. Photo Hesse.



Die Verbindungsbögen zwischen Hauptwache und dem Neubau der «Winterthur».

Der Kasinoplatz seit 1941. Der Neubau «Oceanic» übernimmt den zweckbedingten Giebel des Jennerhauses als bloßes überdimensioniertes Motiv. Photo Hesse.

Immer tiefer ging es in den Kern der Altstadt hinein. Nur kurze Zeit nach dem Hauptwachedrama geschah der erste schmerzliche Eingriff in die gewiß stolzeste und schönste Gasse des Landes, die das Rückgrat der Altstadt bildet, in der die Fensterbänke und Dachvorsprünge im Rhythmus der Häuser so bezaubernd auf- und niederspringen, in der sich die Lauben reihen und die farbigen Brunnen. Bis dahin war die Kramgasse unversehrt geblieben, nur der Stadtbach war leider vor einigen Jahren zugedeckt worden, gleichviel, nicht anders als mit Hochgefühlen konnte man sie durchschreiten. Im Flaggenschmuck eines Festtages hat Anker sie liebevoll dargestellt. Der überbreite Neubau des Konservatoriums durchbrach ungebührlich und jäh die rhythmische Abfolge der Häuser, das Gesetz durchbrechend, wonach die Vertikale die springende Horizontale beherrscht und bändigt: der Moloch, nachdem ihm die alte Schaal geopfert war, schluckte zwei Häuserbreiten auf (Taf. VIII). Der Farbton der Steinplattenverkleidung, der sich noch bessern mag, die schwächliche und unsinnliche Profilierung der Fensterumrahmungen und -gesimse, wie man sie ähnlich in der ganzen Gasse vergeblich suchen wird, die überhohen Fenster des Kammermusiksaales, die Fensterlosigkeit im Innern der Laube, die rohe Ausbildung der Dachlukarnen — all das verletzte den Maßstab der Gasse auf das allerempfindlichste. Seele hat dieses Gebäude nicht, nüchtern, kalt und künstlich eingepaßt steht das Haus, in der die Musen ihre Stätte haben möchten, in der Gasse drin, den ruhigen Verlauf der Kurve an wichtigem Punkt unterbrechend. Eine Vertikalgliederung, vielleicht auch eine leichte Knickung der Bauflucht, hätte das Gesamtbild intakt gelassen.

Ein anderer Eingriff in die alte Stadt konnte im letzten Augenblick noch abgewendet werden, als es darum ging, die seit vielen Jahren geförderten und in einer Abstimmung bereits gutgeheißenen Rathausprojekte zu verwirklichen. Der Abbruch der alten Staatskanzlei und des verbindenden Rathaus-Seitentrakts mit der reizvollen Rundbogenloggia war beschlossene Sache. Dank der Entschlossenheit des neuen Baudirektors gelang es, dies zu verhindern und das neugeplante Staatsarchiv, das mit seinen vielen Stockwerken und dem überdimensionierten Umfang den Maßstab der Postgasse nicht minder gestört hätte als es das Konservatorium in der Kramgasse tut, an andere Stelle, in die Nähe der Universität, zu verweisen. Der in Bern einzigartige spätgotische Hof der Staatskanzlei, die Netzgewölbe in der Laube blieben so erhalten. Leider konnte die Wiederherstellung des Rathauses nicht auch einen im Jahr 1859 begangenen Fehler gutmachen: in die Lücke an der Westseite des Rathauses, die seit einem Brand im Jahre 1788 bestand, war damals die römisch- (heute christ-) katholische Kirche gestellt worden, so daß seither das Rathaus nicht mehr, wie es sich gehörte, nach beiden Seiten fest in die Häuserreihe eingespannt ist.

Nicht nur das Rathaus bietet Anzeichen dafür, daß heute den alten Bauwerken wieder mit mehr Freude entgegengetreten wird. Den allzu eigenmächtigen Umbauten des ehemaligen Kornhauses von 1711 in ein Gewerbe-

museum (1895) und der Predigerkirche (1911/12) stehen heute die glücklichere Umwandlung des burgerlichen Waisenhauses in ein Polizeigebäude und die Fassadenerneuerungen am Münsterplatz und an der Herrengasse gegenüber. Hier sei der Wunsch nach baldiger Versetzung des Erlachdenkmals eingeschaltet, das dem Münsterplatz eine falsche Zentrierung verleiht, wo doch die weise Aufstellung des Mosesbrunnens zur Lehre hätte dienen können, wie ein solcher Platz behandelt werden will.

Es sei noch geschwiegen von den schon abgewendeten oder noch abzuwendenden Gefährdungen. Es ist klar, daß in einem Stadtbild alles zu wanken beginnt, alles in Frage gestellt wird, wenn man an den festesten Voraussetzungen seiner Erhaltung rüttelt. Gefährlich sind dergleichen Dinge allein schon wegen der Präzedenzfälle, die sie darstellen: wer bürgt dafür, daß wenn heute so weit gegangen wird, man nicht morgen noch viel weiter geht, in einer Selbstüberschätzung der Gegenwart, die ad absurdum führt, statt daß man sich darum bemüht, von den unumstößlichen Voraussetzungen ausgehend, die Lösung zu suchen und zu finden.

Erwähnt und angeprangert sei aber die schlimme Neuabdeckung der Plattform-Strebepfeiler (1939), wo die alten steilen, etwas eingeschweiften Abdeckplatten durch flachere, völlig gerade Betonplatten ersetzt worden sind — ein Blick von der Kirchenfeldbrücke überzeugt hier sofort —, und das Unrecht, das der Plattform durch die Sanierungsbauten der Badgasse angetan worden ist (Tafel IX). Ein Häusertyp, der ins Murifeld oder in die Lorraine gehört, wurde der schönsten Stadtsilhouette vorgesetzt; Häuser so hoch, daß die Plattformmauer dahinter versinkt und ertrinkt — allein wegen der Rentabilität. Man gehe nach Freiburg, betrachte die Unterquartiere und sehe, was man verloren hat. Ebenso schlimm war freilich die Überbauung der ehemaligen Besitzung Lindt, gleichfalls an der Matte, durch ein privates Baukonsortium (1929/30), mit Häusern, deren Vorstadtarchitektur mit ihren Balkonhorizontalen und Treppenhausvertikalen nie und nimmer in eine Altstadt gehört. Auch mit «neuem Bauen» haben sie ja nichts zu tun und scheinen lediglich dazu da zu sein, um den Blick vom östlichen Nydeggbrückenkopf gegen die Altstadt zu verderben und den niedrigeren Gerbergaßhäusern soviel Sonne und Licht wegzunehmen, daß sie auch noch bald verschwinden (Tafel I). Schon heute, nach wenigen Jahren, ist die unglückliche Lösung dieser Überbauung von allen Seiten unbestritten — wie aber konnte sie überhaupt möglich werden! Nicht ein Tummelplatz privater Interessen und Spekulation darf die Altstadt mehr sein, möge die seit Jahren in Planung befindliche Altstadtsanierung diesen Satz aufs deutlichste erhärten. Gewiß ist die Altstadt kein Museum, in dem mit allen möglichen Calcium-Einspritzungen romantisch verfallende Bauten zum Weiterleben ermuntert werden. Man kann der städtischen Baudirektion zustimmen, wenn sie in das Sanierungsprogramm die folgenden Grundsätze aufgenommen hat:

«Daß sich die Gebiete im Nydegghof, an der Mattenenge, im Stalden und

an der Brunngasse in sanitarisch schlechtem Zustand befinden, wird durch die genauen Aufnahmen des Stadarztes bewiesen. — Die Eigenart der Stadtanlage ist ein wertvolles Gut; es darf nicht ohne Not gefährdet werden. Gebieterisch stellt sich somit neben die Forderung nach Sanierung diejenige nach Schonung des Stadtbildes. —

Die Stadtgebiete um die Nydeggkirche und am Läuferplatz, die von dieser Sanierungsmaßnahme erfaßt werden, bilden die ältesten Teile Berns. Auf dem Hügel, auf dem die Nydeggkirche sich erhebt, stand vor der Stadtgründung durch den Zähringer dessen kleine Festung Nydegg, die den Flußübergang beherrschte. —

Der Städtebauer von heute muß sich bewußt sein, daß die inneren Notwendigkeiten, gleich zu bauen wie die früheren Jahrhunderte, heute nicht mehr bestehen; er muß an die neuen denken, die einerseits aus dem neu entstandenen Verkehr durch die Mattenenge — infolge der Industrialisierung der Matte —, anderseits durch die moderne Wohnungshygiene und vor allem aus dem Kampf gegen die Tuberkulose erwachsen sind. Aber es bleibt die Erinnerung an ein schönes und eigenartiges Stadtbild, das sich vom Aargauerstalden und vom Rosengarten her bietet. Dieses Stadbild kann wohl in den Einzelheiten abgeändert, es darf aber in seinen charakteristischen Linien nicht zerstört werden. Es ist eine Frage des Maßes, wie weit der Städtebauer in den Einzelheiten abgehen darf vom historisch Bedingten.»

Die Vorbereitung der Altstadtsanierung ist noch im Fluß und ist durch das eidgenössische Arbeitsbeschaffungsprogramm auf noch breitere Basis gestellt worden. Sie wird zweifellos den größten Eingriff ins Stadtbild bedeuten, der seit hundert Jahren und darüber hinaus vorgenommen worden ist.

Wir wollen hier der Entwicklung nicht vorgreifen; die Projekte haben seit dem engeren Wettbewerb im Jahre 1931, aus dem Architekt Hans Weiß als erster Preisträger hervorgegangen ist, der seither mit drei Kollegen die Sanierung bearbeitet, eine ständige Förderung und Entwicklung erfahren, an der sich auch der Heimatschutz durch eigene Studien und Eingaben bebeteiligte. In der Gemeindeabstimmung vom Juni 1939 wurde das Projekt der Arbeitsgemeinschaft mit 16 720 Ja gegen 1396 Nein gutgeheißen.

Es ist so: «Trotz aller Eingriffe» hat das Stadtbild in seiner Besonderheit sich bis heute zu erhalten vermocht, wenn auch diese Eingriffe schmerzliche und nicht wiedergutzumachende waren, schmerzlich auch deshalb, weil sie sich später oft als unnötig erwiesen. Möge man doch begreifen, welcher Reichtum an künstlerischen und seelischen Werten das Stadtbild darstellt — einsehen, daß man nicht weitere hundert Jahre Raubbau treiben darf, wenn nicht eines Tages dieser Reichtum ganz einfach nicht mehr da sein soll. Anders als in der Natur, die ihre Geschenke großmütig stets wiederholt, sind die Früchte der Kultur einmalig, unersetzlicher Art: sie reifen, wenn einmal preisgegeben, kein zweites Mal.